

Innovation oder Wiederkehr?

Das Methodenspektrum im Kurzzeitgedächtnis der Literaturwissenschaft

Claudia Löschner (Freie Universität Berlin)

Abstract: In recent years, a pronounced methodological self-reflexiveness has been established as a standard in studying language and literature. Methodological pluralism and a specific methodological adaptation to the objects of study are a characteristic feature of present-day literary and cultural studies. In keeping with this tendency, introductory textbooks on literary studies often provide an overview of the broad discussion and spectrum of methods and their seemingly boundless possible applications and the options for combining them. But this is not the first time that the boundaries of our discipline have undergone dissolution. Beginning with early examples of accounts of methodological variety and methodological reflection (Oscar Benda, Harry Maync, Emil Ermatinger, Julius Petersen), the present article discusses the ways in which an awareness of a surprisingly long tradition of discussions concerning methodological competence affects the present self-conception and identity of philology.

URN: [urn:nbn:de:hebis:30-106679](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-106679)

I. Methodenfragen: frühe Entgrenzung der Disziplinarität um 1910

Im Herbst 1957 erschien Käthe Hamburgers *Logik der Dichtung*. Die öffentlichen Reaktionen auf das Buch erwartete Hamburger mit einiger Spannung. Bereits in der ersten Rezension wurde ihr besondere methodische Avanciertheit zuerkannt. Erfreut nahm Hamburger dies entgegen, sah sich aber dennoch unverstanden und erklärte, ihre *Logik* künftig noch expliziter formulieren zu wollen, „denn es verhält sich so, daß ich [...] jedem Einwand begegnen kann. Es gibt hier tatsächlich nicht[s] an den vielfältigen Phänomenen der Dichtung, [...] das sich nicht in das logische System einordnen ließe“ (*An „Rudi“* [wahrscheinlich Rudolf Singer], 7. Dez. 1957). Hamburger geht es hierbei um Verdeutlichung ihrer Darstellung, keinesfalls rechnet sie mit Nachbesserungen am System. Und doch hat die 61-Jährige bis zu diesem Zeitpunkt ihrer Laufbahn die eigene Methode stets kritisch reflektiert und auch recht häufig gewechselt. Bestens vertraut mit dem *Methodenkarussell* der Literaturwissenschaft der ersten Jahrhunderthälfte, kann sie demnach nicht unterschätzen, wie himmelhoch sie mit diesem Leistungsversprechen, es gebe nichts, das

sich nicht in ihr „logische[s] System einordnen ließe“, greift. Noch einmal zugespitzt: Offenbar erwartet Hamburger, mit der *Logik der Dichtung* methodisch ausgesorgt zu haben, mehr noch, die Dichtungstheorie an sich an ihr endgültiges Ziel gebracht zu haben.

Man mag zwar der *Logik der Dichtung* in der Fachgeschichtsschreibung als Auftakt einer neuen Phase der germanistischen Methodenerneuerung hohe Anerkennung gezollt haben, dass sie tatsächlich einen solchen methodischen Endpunkt gesetzt hätte, war damit freilich nicht besagt, ganz im Gegenteil. Bekanntlich mündeten die weiteren Entwicklungen in den späten 1960er und frühen 1970er Jahre in die „stürmische Ausbreitung von methodologischen Modellen und globalen Konzepten zur Reform der Literaturwissenschaft“ (Wellbery 7). So beschreibt David Wellbery Mitte der 1980er Jahre rückblickend die Situation, in der eine methodische Einigung innerhalb des Faches in immer weitere Ferne gerückt war: „anstatt dass die sogenannte Methodendiskussion zur Herausbildung eines konsensfähigen Forschungsprogramms geführt“ hätte,

zerfällt die Literaturwissenschaft in verschiedene Subdiskurse, die nicht einmal die gleichen Kriterien (im Wittgensteinschen Sinne) teilen. Es werden in ihr Sprachspiele gespielt, in denen heterogene Begriffe zu stark divergierenden Zwecken verwandt werden. (7)

Wellbery konstatiert eine beinahe *babylonische Sprachverwirrung*, eine erschöpfte Pattsituation nach dem Verebben der Methodenflut. Doch, so fährt er fort, „nicht die Vielfalt der Methoden macht die Situation beklagenswert“, sondern vor allem die „Negation kommunikativer Vermittlung“ (7). Es fehlen ihm zufolge also Brückenschläge, wie Autoren neuester Einführungen in das Theorienspektrum der Literaturwissenschaft sie meist bieten wollen, so beispielsweise Klawitter und Ostheimer 2008:

Anstatt eines additiven *Methodenpluralismus*, der die methodologische Vielfalt der Ansätze auf ein vermittlungsloses und unübersichtliches Arrangement reduziert, könnte man unsere Zielvorstellung schlagwortartig als einen reflektierten, d. h. untereinander vernetzten *Pluralismus als Methode* bezeichnen. (11)

Pluralismus als Methode so lautet auch in aktuellen Studienordnungen die spezifische Anforderung des Faches, gefordert wird bewusste Methodenwahl und überlegte, themenbezogen zugeschnittene Methodenkombination. Metho-

de ist damit längst nicht mehr Ausdruck einer spezifischen Weltauffassung, und sie verwickelt ihre Nutzer nicht in Grabenkämpfe. Je neu im Hinblick auf Forschungsgegenstand und Erkenntnisinteresse designt, sorgfältig auf ihre Implikationen abgewogen, ist Methodenwahl nie alternativlos, nie gewohnte, automatisch übernommene Voreinstellung, die sich etwa aus einem bestimmten Schul-Zusammenhang ergäbe.

Von „*babylonischer Begriffs- und Sprachverwirrung*“ sprach mit Blick auf die Situation der Literaturwissenschaft bereits im Jahre 1911 Rudolf Unger (47), und für die darauf folgenden zwei Jahrzehnte lässt sich eine umfangreiche Liste an expliziten und ausführlichen Stellungnahmen von Literaturwissenschaftlern zur Methodenfrage erstellen. Zu nennen sind beispielsweise Julius Petersens Positionsbestimmung *Literaturgeschichte als Wissenschaft* von 1914, die Berliner Rektoratsrede von Harry Maync über *Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft* von 1926 oder die von Emil Ermatinger im Jahr 1930 herausgegebene Aufsatzsammlung *Philosophie der Literaturwissenschaft* mit Beiträgen von Julius Petersen, Franz Schultz, Hermann Gumbel, Herbert Cysarz, Fritz Medicus, Robert Petsch, Walter Muschg, Carl Gustav Jung und Josef Nadler. Die breite Diskussion und Sichtbarkeit der Methodenthematik ist dabei meist mit einer Krisendiagnose verbunden. So schreibt Emil Ermatinger im Empfinden eines Tiefstandes des Faches in der Vorrede zur erwähnten Aufsatzsammlung:

Die Lage der deutschen Literaturwissenschaft ist gegenwärtig so verworren wie noch nie, seitdem es einen solchen Begriff gibt. In ihrer Vielgespaltenheit spiegelt sich die Zerrissenheit des ganzen geistigen und politisch-wirtschaftlichen Lebens. (IV)

Verworrenheit, Überangebot, Unübersichtlichkeit – die Fülle an Auswahlmöglichkeiten wird meist negativ beurteilt. Einigkeit scheint vor allem darin zu bestehen, dass eine regelrechte Methoden-Flut, wie sie sich insbesondere in den 1920er Jahren ereignet, nicht dem Normalzustand entsprechen könne, und entsprechend düster fällt die Beschreibung der Situation in aller Regel aus. Den Zeitgenossen fiel es nicht ein, wie wir heute im Rückblick neutral vom *Methodenpluralismus der 1920er Jahre* zu sprechen. Und auch heute noch ist es keineswegs ungewöhnlich, auf methodische Vielfalt und sprudelnde Methodeninnovation mit Befürchtungen in Bezug auf eine einreißende Beliebigkeit und damit verbunden Unwissenschaftlichkeit des Fachs zu reagieren.

Allerdings, ganz einhellig ist die negative Bewertung der Methoden-Unübersichtlichkeit nicht, auch in den 1920er Jahren nicht: In einem ganz anderen und weitaus positiveren Tenor und mit der erklärten Absicht, methodischen Überblick und Orientierungshilfe bieten zu wollen, publiziert im Jahr 1928 der Landeschulinspektor und spätere Wiener Ordinarius für Literaturwissenschaft Oskar Benda eine kleine Monographie zum *gegenwärtige[n] Stand der Literaturwissenschaft*:

Diese Schrift verfolgt keinen anderen Zweck als den, angehenden Germanisten, interessierten Laien und solchen Fachkollegen, die durch die Ungunst der Verhältnisse den Anschluß an ihre Wissenschaft verloren haben, einen ersten allgemein unterrichtenden Umblick zu ermöglichen. (6)

Benda präsentiert einen weit gespannten Methoden-Fächer; in der Fülle der Publikationen schlägt er nach „Hauptrichtungen orientierte Lichtungen“ unter folgenden Rubriken: marxistische Literaturforschung, strukturpsychologische Literaturforschung, formalästhetische Literaturforschung, idealistische Literaturwissenschaft, objektive Problemgeschichte, subjektive Ideengeschichte oder auch Literaturgeschichte als Kulturkunde – so lauten nur einige bei Benda aufgeführte Kategorien. Im Kapitel *Englisch-amerikanische Einflüsse* zeichnen sich zudem bereits Effekte des Transfers und der „zunehmend internationalen Wissenschaftslandschaft“ ab, die selbst heutzutage noch, bald ein Jahrhundert später, häufig als rezente Entwicklungen des Faches beschrieben werden (so etwa im Wortlaut der Tagungsankündigung *Möglichkeiten und Grenzen philologischer Forschung*, Freie Universität Berlin 1.–3. Juli 2010).

Bendas Studie unterstreicht: Entgrenzung der Disziplinarität fand in der Geschichte der Literaturwissenschaft bereits in frühen Phasen statt – auch wenn das heute wohl nur Germanisten, die sich mit der Geschichte ihres eigenen Faches auseinandersetzen, voll bewusst ist. Die bei Benda aufgeführten literaturwissenschaftlichen Richtungen übertreffen zahlenmäßig jedenfalls alles, was in aktuellen Rückblicken auf die Methodenvielfalt der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts versammelt ist. Allein seine Aufzählung aller Strömungen, die unter der Bezeichnung *Geistesgeschichte* firmieren, dokumentiert schon einen beeindruckenden *Pluralismus*, zudem steht der Autor den Umbrüchen und der methodischen Proliferation offen und eher positiv gegenüber. So könnte man zuspitzen: Bendas Orientierungshilfe bietet bereits Ende der 1920er Jahre jene „kommunikative Vermittlung“ und Anleitung zu kritischer Methodenreflexion, die David Wellbery 1985 forderte und die heute

recht häufig als erst kürzlich neu gewonnener Standard des Faches geschildert wird.

Für die zuvor genannten, freilich skeptischer eingestellten methodischen Stellungnahmen scheint mir immerhin bemerkenswert, dass man einander innerhalb der Methoden-Zwistigkeiten zumindest wahrnimmt: In Ermatingers *Philosophie der Literaturwissenschaft* wird etwa Benda neben anderen Arbeiten zu einer typologischen Methoden-Übersicht empfohlen (365). Überhaupt ist festzuhalten: Die Profilierung der eigenen Position fußt – soweit ich hierzu Einsicht gewonnen habe – durchaus nicht immer auf heftigen Invektiven, sondern nicht selten auf subtiler, sachbezogener Argumentation. Den genannten Beispielen wären nicht nur viele weitere methodische Programmschriften hinzuzufügen, sondern auch Auseinandersetzungen mit dem Thema in anderer Form. Mir fielen etwa in historischen Vorlesungsverzeichnissen Lehrveranstaltungen auf, die sich allein Methodenfragen widmen, sowie zahlreiche in literaturwissenschaftlichen Arbeiten enthaltene skrupulöse Einlassungen zu methodischen Problemen. (Ich nenne beispielhaft Otto Manns luzide Einwände gegen eine weit verbreitete Unreflektiertheit in der Anwendung der äußerst verbreiteten Methode der Geistesgeschichte, insbesondere Unbedarftheit in Bezug auf ihre weltanschaulichen Implikationen [29f.]) Bei allen durchaus vorhandenen handfesten Streitigkeiten und Konkurrenzverhältnissen in der damaligen Zeit, von denen in der Fachgeschichtsschreibung ausführlich berichtet worden ist, sind aus meiner Sicht doch viele Hinweise auf eine häufig unterschätzte Breite und Sachbezogenheit der aus dieser Situation entstehenden Diskussion zu bemerken.

Man fragt sich, mit welchen Gefühlen die Wissenschaftler dieser Jahrzehnte wohl eine 1996 erschienene Einführung ins literaturwissenschaftliche Methodenspektrum zur Kenntnis nehmen würden, in der die „Wissenschaftliche Wende: nach 1965“ angesetzt wird und die rund 80 vorangegangenen Jahre der Fachgeschichte unter der Überschrift „Die ersten Methodenentwürfe: 1880–1965“ zusammengefasst werden? (So beispielhaft für ähnliche implizit wertende Periodisierungen: Baasner und Zens).

II. Die Sichtbarkeit von Theorie

„Theorie ist etwas, was man nicht sieht“, schreibt Hans Blumenberg im Jahr 1987, „[z]war besteht theoretisches Verhalten aus Handlungen, die unter intentionalen Regeln stehen und zu Komplexen von Aussagen in regulierten Zusammenhängen führen, aber diese Handlungen sind nur mit ihrer Außenseite

als Verrichtungen sichtbar“ (9). Im Falle Blumenbergs greift hier ein recht allgemeiner Theoriebegriff im Sinne von *Weg/Verfahren plus zugehörige Hintergrundannahmen über die Welt*. Hat man dagegen einen wissenschaftlich strengen Theoriebegriff im Sinn, so ist die Nichtsichtbarkeit von Theorie schnell mit dem Verdacht eines Mangels, einem Vorwurf der Vor- oder Unwissenschaftlichkeit verbunden.

Wie dem auch sei, von einer Nichtsichtbarkeit der Theorie und Methode kann in den 1920er Jahren, und in dieser Hinsicht habe ich eine Parallele zur heutigen Situation gezogen, keinesfalls die Rede sein: Theorie ist heute in Reihentiteln, Untertiteln, Vorworten usw. sichtbar, mancher würde vermutlich zuspitzen, viel zu sichtbar geworden, mit noch immer wachsender Tendenz: Unternimmt beispielsweise Fritz Strich 1922 in seiner Studie *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit* die theoretische Begründung und Verteidigung seines recht kühnen Methodentransfers (die Übertragung der Wölfflin'schen Stilbegriffe auf die Literaturwissenschaft), so begnügt er sich noch mit nur etwa anderthalb Seiten im Anhang der Studie (255f.). Heute gehört das Theoriekapitel längst an den Anfang und ins Pflichtprogramm literaturwissenschaftlicher Untersuchungen und nimmt auch einen weitaus größeren Umfang ein. Beginnt aus heutiger Sicht Wissenschaftlichkeit erst dort, wo Methode explizit wird? Ist also nicht das Vorhandensein eines (des mutmaßlich richtigen) methodischen Vorgehens, sondern erst die umfangreiche Methodenabwägung und -verteidigung zum ersten *Wissenschaftlichkeits-Nachweis* geworden?

Dies wäre wohl erst zu diskutieren. Mit welcher Absicht verweise ich auf Parallelen zwischen den beiden historischen Konstellationen, derjenigen der 1920er Jahre und der heutigen? Es geht darum, dem leicht überheblichen Rückblick (wie oben zitiert) ein differenzierteres Bild entgegenzustellen und für breitere Bekanntheit der historischen Quellen zu sorgen. Ein informierter Rückblick auf die 1920er Jahre vermag das ungebrochene Bewusstsein von der heutigen methodischen Anvanciertheit jedenfalls zu relativieren.

Dabei möchte ich mit dem Blick auf eine lange und früh recht ausgefeilte Tradition der Theoriedebatte unseres Faches nicht etwa in das Horn stoßen, wonach heutige angeblich innovative Theorieansätze nichts weiter sein könnten als alter Wein in neuen Schläuchen. Ich teile nicht den oft gehörten Eindruck, dass es sich bei der Mehrheit der neu lancierten Methodenentwürfe um *remakes* handele, die nur postuliert werden könnten, weil das Kurzzeitgedächtnis die Methodenverständigung beherrsche und die Langzeiterinnerung mit ihrem Wissen um Fachtraditionen übertöne. Nein, ich denke, Neuerungen

finden (noch immer) statt, wenn vielleicht auch nicht immer dort, wo am meisten und lautesten davon die Rede ist.

Warum greife ich aber diese Entwicklung, das Immer-expliziter-Werden der Methode auf? Mir scheint interessant zu fragen, was sich womöglich ändert, wenn jenseits fachgeschichtlicher und rezeptionstheoretischer Blickrichtung die Tradition, das reiche Material der vergangenen Literaturforschung, zur Kenntnis genommen wird.

Zur Erläuterung dieser Fragestellung hole ich ein wenig aus: Zum Auftakt meines Studium wurde mir als eine der wichtigsten Bibliografie-Regeln eine eindringliche Warnung mitgegeben vor literaturwissenschaftlichen Texten aus den 1910er, 1920er, 1930er und 1940er Jahren: eine Warnung vor veralteten und/oder ideologisch bedenklichen oder mindestens methodisch unbedarften und daher unbedingt auszuschließenden literaturwissenschaftlichen Beiträgen. Im Verlauf der später folgenden Semester habe ich dann aber im Rahmen von fachgeschichtlich orientierten Lehrveranstaltungen etwa zur *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik während der NS-Zeit* den eingehenden, freilich kritischen Umgang mit Studien und Aufsätzen aus diesen Jahrzehnten als eine interessante Erweiterung meines Blickfeldes empfunden.

Doch scheint es, dass es auch aus systematischer Sicht einige gute Gründe gibt, heute den Blick auf die lange Geschichte der Methodenvielfalt und auf die anhaltende Debatte über Wissenschaftlichkeit zu richten. Hierzu sind nachfolgend mehrere Gründe genannt, die im weitesten Sinne von Spätfolgen von Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens der 1920er, 1930er Jahren handeln, und zwar in dreierlei Perspektive. Erstens in *personaler*, mit Blick auf Wissenschaftler, die ihre Prägung in den betreffenden Jahrzehnten erhielten; zweitens in *fachsprachlicher*, gemeint sind historische Sedimente in unserem heutigen terminologischen Bestand; drittens im Hinblick auf *Wiederauferstehungen*: Remigration von exilierten Wissenschaftlern und Reimporte von vergessenen beziehungsweise zuvor nicht wirksam gewordenen Theorien.

1. Spätfolgen in personaler Hinsicht

Wer in der Literaturwissenschaft der 1960er, 1970er (usw.) Jahre wirksam das Wort ergreift, ist meist in den 1920er, 1930er, 1940er Jahren wissenschaftlich sozialisiert worden. Dass sich die frühe Prägung auch in späteren Werken noch zeigt, illustriert zum Beispiel Käthe Hamburgers in den späten 1950er Jahren erschienene *Logik der Dichtung*: Viele Begriffe, die Hamburger 1957 benutzt, dürften deutlich früher geprägt worden sein. Die Sprache der *Logik der Dichtung*

tung steht nicht nur in engem Bezug zum Begriffsinventar der *scientific community* zur Erscheinungszeit des Werkes, auch wenn Hamburger selbstverständlich auf neue Forschungsbeiträge und Begriffsprägungen reagiert und ihr Vokabular aktualisiert. Doch benutzt sie auch Ausdrücke, die bereits zu dieser Zeit im allgemeinen Gebrauch verblasst und aus der Mode gekommen sind. Zwei im Folgenden aufgeführte Beispiele aus Hamburgers Begriffsinventar sind zugleich Belege für den zweiten Aspekt der *fachsprachlichen Sedimente*.

2. Fachsprachliche Sedimente im heutigen terminologischen Bestand

Wenn Hamburger an zentraler Stelle in der *Logik* die Wirksamkeit einer „Erzählfunktion“ postuliert, um in der Rede über narrative Texte den „personifizierenden Begriff des Erzählers“ (76) abzulösen, so wurde dieser Begriff im Kontext der 1950er Jahre möglicherweise als mit den von Karl Bühler (1934) postulierten drei Sprachfunktionen korreliert gesehen, im Kontext der 1960er Jahre klang vielleicht das auf sechs Funktionen der Sprache erweiterte Modell Roman Jakobsons (1960) an, und in den 1970er Jahren mag darunter eine Bezugnahme auf ein pragmatisch-kommunikationstheoretisches Textmodell verstanden worden sein. Nach meiner Einschätzung jedoch handelt es sich bei Hamburgers „Erzählfunktion“ um den mathematischen Funktionsbegriff in der generalisierten Sichtweise, die Hamburger 1929 in ihrer Studie *Novalis und die Mathematik* im Rückgriff auf die Forschung zur modernen mathematischen Funktionentheorie der Marburger Neukantianer Hermann Cohen (1883) und Ernst Cassirer (1910) einführt.

Ohne dies an dieser Stelle im Detail ausführen zu können: Der Begriff Funktion führte in der Rezeptionsgeschichte der *Logik der Dichtung* nicht selten auf die falsche Fährte (Löschner). Ähnliches ist von Hamburgers Begriffsoption Logik vs. Ästhetik zu berichten, bei deren besonderer Prägung sich nach meinen bisherigen Erkenntnissen ein bedeutsamer Kontext aus den 1920er Jahren bemerkbar macht: Hamburgers Kontakt zum Marburger Neukantianismus. Damit einhergehend bewegte sich Hamburger in diesem Zeitraum – dies ist noch wenig bekannt – im Umfeld der Kant-Gesellschaft, der sie 1920 noch als Studentin beitrug. Dadurch kam sie in Kontakt mit den (neukantianisch geprägten) tonangebenden Ästhetikern der Zeit, die sich außerdem im eng mit der Kant-Gesellschaft verflochtenen Kreis der *Gesellschaft für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* um den Berliner Philosophen, Psychologen und Arzt Max Dessoir bewegten.

Dessoirs *Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* ist ein frühes Beispiel für einen programmatischen Ansatz einer sämtliche Kunstarten, Kulturen und Epochen übergreifenden ästhetischen Theorie. Dieser Ansatz gilt heute als zu großen Teilen ausgestorben (lediglich im Bereich der bildenden Kunst sind Bestandteile in einer international fortgeführten Kunstgeschichte bekannt geworden, zu beiden Aspekten vgl. Henckmann), wie eine ganze Reihe weitere Theorieansätze auch, die sich in Bendas umfangreicher Aufstellung finden und denen der Weg zu breiter Wirksamkeit und Kanonisierung verwehrt geblieben ist. Deswegen sofort von der Wirkungslosigkeit und Verpuffung dieser theoretischen Ansätze auszugehen, erscheint mir jedoch voreilig.

Vielmehr zeichnet sich im Falle Käte Hamburger bereits ab, dass der recht frühe und mindestens von 1920 bis 1933 (wahrscheinlich länger) andauernde Kontakt mit diesem Kreis eine entscheidende Prägung für sie war und Denkformen hinterlassen hat, die sich nicht allein in expliziten Bezügen auf Schriften der betreffenden Vertreter manifestieren, sondern im Bereich von Selbstverständlichkeiten, Präsuppositionen liegen, die – obwohl logisch notwendiger Bestandteil der Argumentationen – in aller Regel nicht formuliert werden, die Ebene des ausdrücklichen Diskurses nicht erreichen. (Ein weiterer wichtiger Einwand gegen die These einer Folgenlosigkeit der Vereinigung ist die Tatsache, dass dieser Forscherverbund einflussreiche Persönlichkeiten und Institutionen erreichte – dies unterstreicht die Mitgliederliste bei ihrer zweiten Gründung 1925. Aus fachgeschichtlicher Sicht hochinteressant ist insbesondere die Teilnahme einflussreicher Literaturwissenschaftler, so Käte Friedemanns, Georg Lukács', Julius Petersens, Rudolf Ungers, Oskar Walzels, Fritz Strichs und einiger weiterer.)

Den fachsprachlichen Aspekt ins Grundsätzlichere gewendet: Die meisten unserer fachwissenschaftlichen Begriffe haben einen historischen Nachhall. Ihre Prägung und Umprägungen sind gewachsen; es kann sie verjüngen, erläutern, griffiger machen, wenn wir wissen, aus welchen Debatten sie entstanden sind. Entsprechendes gilt beispielsweise für das Begriffspaar *Erzählzeit/erzählte Zeit* von Günther Müller, das heute als narratologische Analysekategorie innerhalb eines Begriffszusammenhangs systematischen Anspruchs allgemein im Gebrauch ist – auch international und teilweise disziplinenübergreifend – und doch einem ganz bestimmten, von seinen heutigen Nachbarbegriffen verschiedenen Sediment der Fachgeschichte und dem zugehörigen (vorstrukturalistischen) Stand der methodischen Reflexion entstammt. Hieraus leitet sich die teilweise *polyglotte* Situation unseres terminologischen Bestandes her, der salopp gesagt ein *Fachsprachen-Flickenteppich* ist, in dem

Begriffe nicht passgenau aneinander schließen, sondern einander überlappen, widersprechen, ganz verschiedenen Denktraditionen, Paradigmen, Axiologien angehören können. Dies kann der Literaturwissenschaft negativ angelastet werden, als *Unsystematik*, doch ebenso ist möglich, dies ohne Wertungsabsicht von der Eigenart des Gegenstandes, der literarischen Texte, herzuleiten, die sich bekanntlich letztgültiger Einordnung, restloser Ausdeutung, Erschließung und propositionaler Reformulierung entziehen und insofern fortwährend neu entworfene theoretische Annäherungen hervorrufen.

3. Wiederauferstehungen: Remigration, Reimporte von exilierten Theorien

Hier belasse ich es, um den Rahmen nicht zu sprengen, bei der Benennung des recht bekannten Umstandes, dass Personen durch Remigration und Texte und Theorien als Reimporte zu später Wirksamkeit gelangen konnten. Aus der großen Zahl möglicher Beispiele wären neben Hamburger etwa die Literaturwissenschaftler René Wellek und Austin Warren oder Roman Jakobson zu nennen. Aber auch fortdauernd wirksame theoretische Beiträge wie Georg Lukács' *Theorie des Romans* aus dem Jahr 1920 (Vorabdruck 1916), von nachfolgenden Theoretikern vielfach aufgenommen, etwa von Walter Benjamin, Theodor W. Adorno, Guy Debord, Agnes Heller, Lucien Goldmann, oder Käte Friedemanns Dissertation über *Die Rolle des Erzählers in der Epik* von 1910, bis heute eine der meistzitierten Arbeiten, wenn es um die Frage des Erzählers in narratologischen Debatten geht – über Friedemanns Schicksal ab 1933 ist gleichwohl bis heute nichts bekannt. Zur oben genannten Vermutung einer durchaus nicht zu unterschätzenden Wirksamkeit der *Gesellschaft für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* trägt übrigens der Umstand bei, dass Vorabdrucke der einflussreichen Untersuchungen Friedemanns und Lukács' in der *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* erfolgten.

III. Resümee

Vorstehend wurden verschiedene Aspekte und Konnotationen einer immer mehr in den Vordergrund rückenden Methodenthematisierung in der Literaturwissenschaft aufgeführt. Dieses Sichtbarwerden von Theorie mag zuweilen im Sinne eines Fortschritts, einer *Verwissenschaftlichung*, gedacht und beschrieben worden sein, es könnte auch negativ als neurotische Aufwendigkeit, modebedingte Ausstaffierung aufgefasst werden. Das aus meiner Sicht validenteste Argument gegen die anschwellende Thematisierung der Methode: Sie

könnte davon abhalten, andere Desiderate einzulösen, die im Ringen um die Ernsthaftigkeit und Wirksamkeit des eigenen Faches möglicherweise auch oder gar zügiger Ergebnisse brächten. Ansonsten birgt die Sichtbarkeit der Methode an sich aus meiner Perspektive nicht eigentlich ein Problem, solange im Bewusstsein bleibt: Eine Arbeit *geht in ihrer Theorie niemals ganz auf*, sie ist mit entsprechenden Attribuierungen (welcher methodischen Ausrichtung sie anhängt) meist nicht in den Griff zu bekommen. So ist interessant, einmal zu beobachten, welcher Bestandteil an Argumenten eines (bestimmten) literaturwissenschaftlichen Textes tatsächlich und eindeutig in den Horizont seiner methodischen Ausrichtung gehört. Dabei fällt nämlich auf, dass es Argumente gibt – und gar nicht wenige –, die in den verschiedensten Methodenzusammenhängen gebraucht werden können, die so etwas wie allgemein-logische Plausibilität besitzen.

Diese Beobachtung macht, wer sich den argumentativen Vorgängen in literaturwissenschaftlichen Texten auf basalster Ebene stellt, ohne sich von methodischen Attribuierungen allzu sehr beeinflussen oder gar von Brandmarkungen (etwa ideologischer Kontaminiertheit) abschrecken zu lassen, wer gleichsam unter dem Radar der Methoden-Fahndung ansetzt. Ein solches Vorgehen schlägt die Richtung einer Argumentationsanalyse beziehungsweise Argumentationstheorie ein, die literaturwissenschaftliche Texte auf einer grundlegenden Ebene sehr genau in sprachlicher, rhetorischer und argumentativer Hinsicht studiert. Dieses Verfahren ist leicht als keineswegs ganz neues wiederzuerkennen, es ist als rekonstruktive Form einer analytischen Literaturwissenschaft bereits formuliert worden und wurde etwa von Harald Fricke als „sprachphilosophische Analyse literaturwissenschaftlicher Begriffsbildung und Argumentation“ beschrieben (*Die Sprache der Literaturwissenschaft; „Sprachphilosophie in der Literaturwissenschaft“*). Mein Anliegen und methodisches Interesse schließen daran an, doch sollen bei der Begriffs- und Argumentationsanalyse deren historische Reichweite verstärkt berücksichtigt werden. Eine solche gesteigerte Form der Historisierung wissenschaftlicher Begriffe klingt nach sehr viel Arbeit, die flächendeckend wohl kaum zu leisten ist. Es handelt sich hier gar nicht um einen Versuch, diesen Einwand zu zerstreuen, doch bin ich überzeugt, bei zentralen Begriffen (die je nach Text und Thema ganz verschiedene sind) dürften aufwendige historische Tiefenbohrungen angebracht und lohnend sein.

Daraus folgt zunächst die allgemeinere Werbung dafür, immer wieder den Blick zu richten auf vergangene Methoden in Aktion – schon zur Qualitätssicherung, denn einen tatsächlichen qualitativen Fortschritt wird man mit Ge-

wissheit wohl nur erzielen, wenn man Vergleiche zieht, möglichst genau kennt, wovon man sich absetzen, woran man anknüpfen will. Dies geht (automatisch) einher mit einer Schärfung des Bewusstseins für die historische Tiefendimension bestimmter Fachbegriffe.

Zuletzt scheint lohnenswert, dazu anzuregen, verstärkt über wissenschaftsinhärente, weniger wissenschaftspolitische und -soziologische Motive der Methodeninnovation und Methodenreflexion nachzudenken. Zu nennen sind hier beispielsweise Effekte der Ausdifferenzierungen in Fachgeschichtsschreibung, allgemeiner Wissenschaftsgeschichte und historischer Epistemologie, deren Einsichten Rückwirkung zeigen auf das Konzept von Wissenschaftlichkeit in allen (nicht nur den geisteswissenschaftlichen) Fächern. Hier wird eine Offenheit und Breite des Konzepts Wissenschaftlichkeit nicht nur in historischer, sondern auch in systematischer Hinsicht deutlich. Was unter Wissenschaft/Wissenschaftlichkeit verstanden wird, erweist sich vor diesem Hintergrund mehr denn je als erklärungsbedürftig. Aus diesem Klärungsbedarf folgt die Sichtbarkeit von Theorie. Weitere Gründe könnten aufsehenerregende Neuansätze in (mehr oder weniger benachbarten) Disziplinen sein (hierzu gibt es Beispiele in der Psychologie, Soziologie, Genetik, Neurowissenschaften usw.), die Wissenschaftler nicht nur im Blick auf ihren Marktwert interessieren, sondern selbstverständlich persönlich affizieren, ihre Weltsicht verändern und ihr Vorgehen – bewusst oder unbewusst – modifizieren, sie zu Theorie-transfers veranlassen können. Mit diesen Überlegungen ist eine allererste Richtung eingeschlagen, wie Methodeninnovation und -sichtbarkeit wissenschaftsinhärent erklärt werden.

Literaturverzeichnis

- Baasner, Rainer und Maria Zens. *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft: Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt, 1996.
- Benda, Oscar. *Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft: Eine erste Einführung in ihre Problemlage*. Wien/Leipzig: Hölder-Pichler-Tempsky A.-Gr., 1928.
- Blumenberg, Hans. „Theorie als exotisches Verhalten.“ *Das Lachen der Thrakerin*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1987. 9-12.
- Bühler, Karl. *Sprachtheorie*. Jena: G. Fischer, 1934.
- Cassirer, Ernst. *Substanzbegriff und Funktionsbegriff: Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*. Berlin: Bruno Cassirer, 1910.
- Cohen, Hermann. *Das Prinzip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte: Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntniskritik*. Berlin: Dümmler, 1883.
- Ermatinger, Emil. *Philosophie der Literaturwissenschaft*. Berlin: Junker und Dünnhaupt, 1930.
- Fricke, Harald. *Die Sprache der Literaturwissenschaft*. München: C.H. Beck, 1977.
- . „Sprachphilosophie in der Literaturwissenschaft.“ *Sprachphilosophie: Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin: De Gruyter, 1992. 1528-1538.
- Friedemann, Käte. *Die Rolle des Erzählers in der Epik*. Leipzig: Haessel, 1910.
- . „Untersuchungen über die Stellung des Erzählers in der epischen Dichtung.“ *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 3 (1908): 512-651.
- Hamburger, Käte. Brief an „Rudi“ (wahrscheinlich Rudolf Singer). 7. Dez. 1957. DLA-Marbach. A: Hamburger. „Briefe von ihr an unbekannt“. 91.4.532.
- . *Die Logik der Dichtung*. Stuttgart: Klett, 1957.
- . „Novalis und die Mathematik. Eine Studie zur Erkenntnistheorie der Romantik.“ *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und*

Geistesgeschichte 16 (1929): 113-185.

Henckmann, Wolfhart. „Probleme der allgemeinen Kunstwissenschaft.“
Kategorien und Methoden der deutschen Kunstgeschichte, 1900-1930.
Wiesbaden: F. Steiner, 1985. 273-334.

Jakobson, Roman Ossipowitsch. „Linguistics and Poetics.“ *Style in Language.*
Boston: Technology Press of Massachusetts Institute of Technology,
1960. 350-377.

Klawitter, Arne und Michael Ostheimer. *Literaturtheorie: Ansätze und
Anwendungen.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008.

Löschner, Claudia. „Keiner spricht? Über Käte Hamburgers Begriff der
,Erzählfunktion‘“. Tagungsbeitrag: *Mediales Erzählen III:
Kommunikation und narrative Instanzen.* Forschungskolloquium der
Studienstiftung des deutschen Volkes in Kooperation mit dem Zentrum
für Graduiertenstudien und dem Zentrum für Erzählforschung an der
Bergischen Universität Wuppertal am 11. und 12. September 2010.
(Publikation in Vorbereitung).

Lukács, György. *Die Theorie des Romans.* Berlin: Paul Cassirer, 1920.

---. „Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die
Formen der großen Epik.“ *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine
Kunstwissenschaft* 11 (1916): 225-271.

Mann, Otto. *Lessing: Sein und Leistung.* Hamburg: M. von Schröder, 1949.

Maync, Harry. *Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft:
Rektoratsrede, gehalten am 13. November, 1926, dem 92. Stiftungsfeste
der Universität Bern.* Bern: Paul Haupt, 1927.

Müller, Günther. *Die Bedeutung der Zeit in der Erzählkunst: Bonner
Antrittsvorlesung 1946.* Bonn: Univ.-Verl., 1947.

Petersen, Julius. *Literaturgeschichte als Wissenschaft.* Heidelberg:
Carl Winter, 1914.

Strich, Fritz. *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und
Unendlichkeit: Ein Vergleich.* München: Meyer & Jessen, 1922.

Unger, Rudolf. *Hamann und die Aufklärung.* Jena: Diederichs, 1911.

Wellbery, David E., Hg. *Positionen der Literaturwissenschaft.* München: C. H.
Beck, 1985.

Innovation oder Wiederkehr?

Wellek, René und Austin Warren. *Theory of Literature*. New York: Harcourt
Brace, 1949.

Innovation oder Wiederkehr?
Das Methodenspektrum im Kurzzeitgedächtnis der
Literaturwissenschaft

Claudia Löschner (Freie Universität Berlin)

Dieser Text ist erschienen im Sammelband:

Jens Elze, Zuzanna Jakubowski, Lore Knapp, Stefanie Orphal,
Heidrun Schnitzler (Hg.): Möglichkeiten und Grenzen der Philologie.
GiNDok – Publikationsplattform Germanistik 2011.

URN dieses Textes: [urn:nbn:de:hebis:30-106679](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-106679)

URN des Sammelbandes: [urn:nbn:de:hebis:30-106620](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-106620)

Faculty of Modern and Medieval Languages,
University of Cambridge (UK)

Department of German and Romance
Languages and Literatures,
Johns Hopkins University (USA)

Department of Germanic Studies,
University of Chicago (USA)

Friedrich Schlegel Graduiertenschule
für literaturwissenschaftliche Studien,
Freie Universität Berlin